



Ob medizinische Forschung von der Industrie finanziell unterstützt wird, sollte keine Rolle spielen – solange die Bedürfnisse der Patienten im Vordergrund bleiben.

Zwischen gesund und gewinnorientiert

Die Industrie ist ein wichtiger Geldgeber der medizinischen Forschung. Doch diese Kooperationen stehen seit geraumer Zeit in Verruf. Ist patientenorientierte Forschung eine Illusion?

Text: Gabriela Troxler, Presse- und Informationsdienst SSO

Foto: iStock

Dieser Artikel erschien erstmals in doc.be 3/2017, dem Magazin der Ärztesgesellschaft des Kantons Bern.

«Pharma ignoriert Kinder mit Krebs» titelte unlängst die «Berner Zeitung». Immer öfter prangern Medien die von Pharma- und Bioindustrie geförderte medizinische Forschung an. Von Interessenkonflikten ist die Rede und davon,

dass Pharmafirmen zu wenig in seltene Erkrankungen investieren – zu hohe Kosten, zu kleiner Markt. Emotionale Einzelfälle treffen auf kühle Berechnung, ethische Verpflichtungen auf gewinnorientiertes Denken.

Medizinische Forschung am Gängelband der Industrie

Tatsächlich ist das nur die Spitze des Eisbergs. Die Industrie beeinflusst nicht nur die Forschungsagenda in der Medizin, weiss Dr. Matthias Egger. Der Professor



«Tatsache ist: Ohne die Industrie wäre hochstehende medizinische Forschung undenkbar.»

ment erst zwei ausländische Studien häufig. Patienten werde vorgegaukelt, sie nähmen an einer Studie teil. Sie stiegen auf ein Medikament um, nur damit sich dieses im Markt etabliert.

Laut Matthias Egger ist auch die Wahl der Studienteilnehmer nicht vor Einflussnahme gefeit. Es werden nur die Probanden ausgewählt, mit denen die Studie wahrscheinlich besonders günstig ausfällt. Nicht zuletzt herrsche eine Verzerrung der Studienlage, auch «publication bias» genannt. Das heisst, abweichende Ergebnisse würden gar nicht erst publiziert.

Böse, böse Pharmaindustrie?

Die Ausführungen werfen kein gutes Licht auf die industriegeförderte medizinische Forschung. Dem hält André Dahinden, General Manager von Amgen Schweiz, entgegen, Pharmafirmen gebe es nur, um Patientinnen und Patienten zu helfen. Die Industrie fragt nach dem Grund für eine Krankheit. Um effektive Therapien ableiten zu können, arbeitet sie eng mit der Medizin und den Universitäten zusammen. Aus dieser Optik gestaltet sich der Forschungsprozess ein wenig anders: Er beginnt nicht mit einem Medikament, sondern endet damit. «Nicht das Medikament begleitet den Patienten, sondern der Arzt», stellt André Dahinden denn auch klar. Die Industrie gebe den Ärzten lediglich Hilfsmittel an die Hand. Der Arzt entscheide gemeinsam mit dem Patienten, welche Therapie angemessen sei. Zudem, so Dahinden, böten klinische Studien eine Chance für Patienten, die sonst keinen Ausweg mehr sehen. Und auch der Publication Bias sei heute nicht mehr gegeben. Eine gewisse Selbstregulierung verhindere das, aber auch die Existenz von Social Media.

Innovationsland Schweiz – dank der Industrie

Tatsache ist: Ohne die Industrie wäre hochstehende medizinische Forschung, wie sie in der Schweiz betrieben wird, undenkbar. Das sieht auch Matthias Egger ein. Er nennt als Beispiel klinische

Studien, die zur wirksamen Bekämpfung von HIV führten. Erst die Tripletherapie HAART, die drei Medikamente wirksam kombinierte, brachte 1996 den Durchbruch. Heute unterscheidet sich die Lebenserwartung von HIV-Infizierten kaum von der von gesunden Menschen. Ohne die gezielte Zusammenarbeit von Industrie und Wissenschaft und eine Vielzahl von klinischen Studien wäre dieser Erfolg nicht möglich gewesen.

Grauzonen umgehen

Die von der Industrie unterstützte Forschung ist heute stark reglementiert. Es gibt wenig Raum für Verfehlungen. Industrie und Wissenschaft arbeiten daran, das zwielichtige Image ihrer Zusammenarbeit abzulegen. Zugleich aber investiert die Industrie zunehmend in langfristige Kooperationen, um die Forschung früher in erfolgsversprechende Bahnen lenken zu können. «Eine an sich gute Sache», meint Matthias Egger, «aber mehr Regulierung wäre wünschenswert.»

Wenn es um Patienten gehe, betont Erika Ziltener, sei die medizinische Indikation die einzige Legitimation für eine Therapie. Egger und Ziltener sind sich einig: Was Patientinnen und Patienten brauchen, ist mehr Transparenz. Sie müssen gründlich über Risiken und mögliche Alternativen aufgeklärt werden, damit sie selbst eine mündige Entscheidung treffen können. Das nimmt nicht mehr die Industrie, sondern besonders ihre Ärztinnen und Ärzte in die Pflicht.

Dieser Artikel entstand im Anschluss an die Veranstaltung «Berner Dialog Medizin und Gesellschaft» der Schweizerischen Stiftung für Gefässmedizin vom 2. Mai 2017. Er gibt die Auffassungen der Exponentinnen und Exponenten wieder, die den Ansichten der SSO nicht zu entsprechen brauchen.

für Epidemiologie präsidiert den Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds. Bei Arthrose beispielsweise, einer durchaus häufigen und gut erforschten Krankheit, beträfen 81 Prozent der Studien die Wirksamkeit von Medikamenten. Ärzte und Patienten dagegen wünschten sich mehr Daten zum Nutzen von Physiotherapie und Chirurgie. Stattdessen geht weitere Forschungskapazität an unzählige Me-too-Studien verloren – Studien, die Medikamente in der gleichen Substanzklasse untersuchen.

Gegenstimmen werden nicht gehört

Richtig unschön wird es, wenn sich Produktmarketing als Forschung verkleidet. «9 von 10 Patientinnen wollen das Medikament XY gegen Brustkrebs», zitiert Patientenschützerin Erika Ziltener ein Inserat aus der «Schweizerischen Ärztezeitung». Dabei seien zu diesem Medika-